

# Vom Ende des »Herrschaftswissens« und von neuen intellektuellen Herausforderungen

Wie sich geisteswissenschaftliche Forschung verändert, wenn mehr Quellen digital zur Verfügung stehen – Ein Interview mit Jost Gippert und Bernhard Jussen



Im Gespräch: Der Sprachwissenschaftler Prof. Jost Gippert (links) und der Historiker Prof. Bernhard Jussen mit Ulrike Jaspers, Redakteurin »Forschung Frankfurt«.

? Mit Ihrem Antrag für einen vom Land Hessen geförderten LOEWE-Schwerpunkt waren Sie im Juni erfolgreich: 3,8 Millionen Euro fließen in den kommenden fünf Jahren in die Forschung zu »Digital Humanities«. Was verbirgt sich hinter diesem Begriff?

**Gippert:** Wie stellt man sich normalerweise einen Geisteswissenschaftler vor? Jemand, der an seinem Schreibtisch sitzt und mit vielen Büchern um sich herum an einem neuen Buch schreibt. Früher mit Bleistift oder Kugelschreiber, später mit der Schreibmaschine – heute eher am Schreibcomputer. Aber inzwischen gehen wir Geisteswissenschaftler einen ganz entscheidenden Schritt weiter: Computer sind nicht mehr nur Schreibgeräte, sondern sie dienen ganz gezielt dazu, Daten zu erfassen, Inhalte darzustellen, die wir auswerten und über die wir schreiben. Das ist ein ganz entscheidender Fortschritt. Das Grundgerüst der »Digital Humanities« ist die Digitalisierung von Objektdaten der Geisteswissenschaften.

? Die Vielzahl der Quellen, denen sich Geisteswissenschaftler in

ihrem jeweiligen Wissensgebiet zuwenden können, ist schier unbegrenzt. Intelligente Computerprogramme können die Erforschung von Editionen, Archivalien oder anderen Materialien beschleunigen. Wie hat sich Ihre Arbeitsweise dadurch verändert?

**Jussen:** Dass wir heute einfachen Zugriff auf sehr viele Dokumente haben und diese ganz anders bearbeiten können als früher, ändert die Forschungskultur fundamental. Zum einen kann man sich kaum noch durch Fleißarbeit profilieren, wie etwa das monate- oder jahrelange Zusammensuchen von Quellen. Zum anderen gibt es immer weniger das »Herrschaftswissen«, das bislang Forscher hatten, die sich zum Beispiel lange in einer Klosterbibliothek wie St. Gallen aufhalten konnten. Fleißarbeit, die früher einen beträchtlichen Teil von Promotionen ausmachen konnte, nimmt uns heute die Maschine ab, und die Bibliotheken stellen ihre wertvollen Handschriften derzeit in großem Umfang komplett ins Netz. Was für Wissenschaftler nun als Leistung übrig bleibt, ist viel schwieriger: Akademischen Lohn gibt es nur noch für

Hypothesen, Deutungen, Argumente. Je verfügbarer das Material wird, desto wichtiger wird die intellektuelle Leistung.

**Gippert:** Prinzipiell gilt: Je intelligenter die Computerprogramme sind, desto mehr helfen sie uns in der Tat, größere Datenmengen zu verarbeiten. Doch kein Mensch kann die gesamte Datenflut mehr überblicken, auf die schon heute elektronisch zugegriffen werden kann. Wir brauchen intelligente Computerprogramme, um die Daten herauszufiltern, die wir für eine bestimmte Fragestellung benötigen, und um anderes am Rande auszuklammern. Wir wissen alle, wie schwierig es beispielsweise ist, beim Googlen unter Tausenden von Treffern das zu finden, was uns wirklich weiterhilft; hier bedarf es intelligenter Suchverfahren.

? Digitalisierung und Nachhaltigkeit – passt das zusammen? Was tun wir, damit nachfolgende Generationen die gespeicherten Quellen weiter nutzen können?

**Gippert:** Im Prinzip muss man zwei Aspekte unterscheiden: die Werkzeuge und die Daten selbst.

Daten sind schon heutzutage nachhaltig gespeichert. Das Problem, das man mit alten Tonbändern oder Lochkarten hatte, die heute nicht mehr gelesen werden können, werden wir in Zukunft nicht mehr haben – einfach deswegen, weil die Datenflut auf der ganzen Welt zunehmend standardisiert und gleichartig strukturiert ist. Kein Mensch kann es sich heute mehr leisten, ein völlig neues System zu schaffen, das nicht in der Lage ist, auf bereits gespeicherte Daten aufzusetzen.

Die Werkzeuge sind ein ganz anderes Problem, sie haben eine viel kürzere Lebenszeit und sind in viel stärkerem Maße abhängig von den Vorstellungen der Entwickler und der Nutzer. Ich habe vor einigen Tagen eine E-Mail von einem Kollegen aus Dänemark erhalten, er suchte nach Erweiterungen für ein Computerprogramm, mit dem ich Anfang der neunziger Jahre gearbeitet habe. Ich konnte ihm nur sagen, dass ich längst neue Generationen von Werkzeugen nutze und ihm leider nicht mehr weiterhelfen kann. Werkzeuge ändern sich viel schneller als Daten, deshalb kann man von Werkzeugen auch gar nicht erwarten, dass sie nachhaltig nutzbar sind.

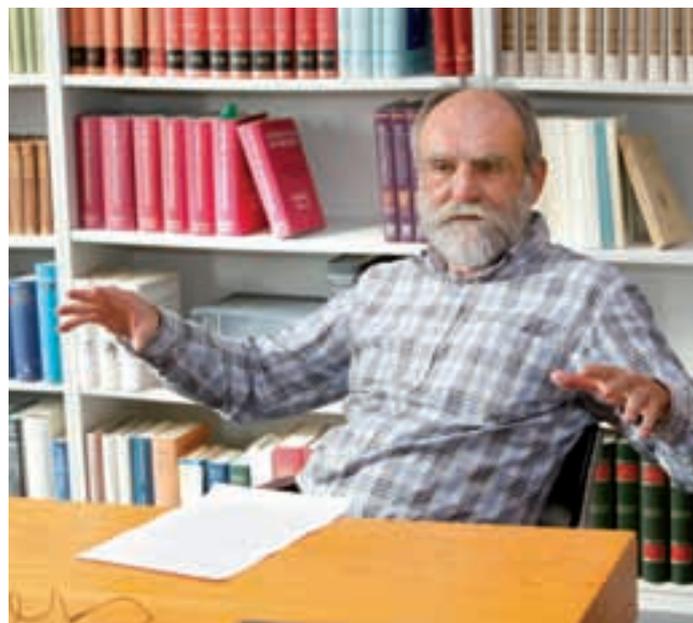
? Warum verwenden Sie statt »Digital Humanities« eigentlich keinen deutschen Begriff?

**Gippert:** Einfache Gegenfrage: Warum heißt das »House of Finance« nicht »Haus der Finanz«?

Wenn man den Anspruch hat, weltweit wahrgenommen zu werden, kann man heute mit deutschen Begriffen kaum mehr operieren. Und wir müssen weltweit wahrgenommen werden. Das haben uns auch die LOEWE-Gutachter ins Stammbuch geschrieben. Der Begriff »Digital Humanities« ist seit mindestens 20 Jahren international in der Fachwelt geläufig.

? Kleine Fächer, zu denen auch die von Ihnen, Herr Professor Gippert, betriebene vergleichende Forschung zu indogermanischen Sprachen zählt, übernehmen oft eine Avantgarde-Funktion, wenn es um die Entwicklung methodischer und inhaltlicher Standards geht. Als Sie 1987 das TITUS-Projekt, Thesaurus Indogermanischer Text- und Sprachmaterialien, aufbauten, gehörten Sie zu den Exoten unter den Geisteswissenschaftlern. Was motivierte Sie jetzt, »Digital Humanities« zu initiieren? Überlebensstrategie für Orchideenfächer oder Weitblick aus der Notwendigkeit, sich vernetzen zu müssen?

**Gippert:** Für mich ist »Digital Humanities« die notwendige und sinnvolle Fortführung dessen, was wir seit 1987 mit TITUS schon gemacht haben. Wir erweitern den Thesaurus in Bezug auf andere Ansätze, auf andere Materialien und Methoden. Mir liegt in der Tat daran, die Datengrundlage für mein Fach, aber darüber hinausgehend auch für andere Fächer weiter auszubauen. Vor über 20 Jahren ist



mein Ansatz schon als innovativ wahrgenommen worden, durchaus auch von Fächern, die erst einmal größer und stärker waren. Das hat neue Kooperationen ermöglicht, wie sie sich beispielsweise jetzt in unserem LOEWE-Zentrum abzeichnen. Ob das zugleich eine Überlebensstrategie sein kann, weiß ich nicht. Denn es hat sich personell nicht unmittelbar ausgewirkt; wir haben beispielsweise deshalb nicht mehr Unterstützung durch Computerspezialisten bekommen – das wird erst jetzt mit den LOEWE-Fördermitteln möglich.

? Der renommierte und streitbare Münchner Theologie-Professor Friedrich Wilhelm Graf wundert sich über die Geschwindigkeit, in der Theoriemoden in den Geisteswissenschaften während der letzten 30 Jahre immer schneller und hektischer wechseln. Gehört die von Ihnen so bezeichnete »empirische Wende« der Geisteswissenschaften auch dazu?

**Gippert:** Diese »empirische Wende« betrifft sicher nicht alle Geisteswissenschaften in gleichem Maße im Sinne eines Paradigmenwechsels. Ein solcher Wechsel ist dagegen besonders in der Linguistik zu beobachten, die zuvor 30 Jahre lang die reine Theorie in den Vordergrund gerückt hat. Heute können wir nun die Wende zur Empirie vollziehen, weil es uns die Daten ermöglichen; denn heute



sind Untersuchungen machbar, die eben vor 50 Jahren noch nicht möglich waren. Mit anderen Worten, wir können uns jetzt der empirischen Überprüfung von Fragestellungen widmen, für die bisher nur theoretisch basierte Hypothesen vorlagen.



**Jussen:** Für die Geschichtswissenschaften würde ich den Terminus »empirische Wende« nicht verwenden. Die sozialgeschichtliche Forschung, die etwa von Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka in den siebziger und achtziger Jahren geprägt wurde, war durch und durch empirisch. Trotzdem bleiben noch genug akademische »Turns«, wie der »linguistic turn« oder »iconic turn« übrig, die manche für »Moden« halten. Doch damit verdeckt man die Logik der »Turns«.

? Was verbirgt sich denn hinter diesen Theoriemoden oder »Turns«?

**Jussen:** Das Austauschen der Leitformeln und -problemstellungen in den Geisteswissenschaften ist nicht zuletzt eine Folge der Förderpolitik, zum Beispiel der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Eine Problemstellung oder ein griffiges Leitvokabular hat eine Lebensdauer von ungefähr fünfzehn bis zwanzig Jahren, was der Periode eines Sonderforschungsbereichs samt intellektueller Vorbereitung entspricht. Ich beispielsweise bin akademisch sozialisiert worden in der Phase der Memoria-Forschung, also der Erforschung von Gesellschaften als Gedächtnis- oder Erin-

nerungskulturen. Meine Generation konnte Leitvokabeln wie »Memoria« gerade noch für die Dissertation benutzen. Danach aber musste spätestens eine neue Orientierung kommen. Eine neue Welle von Verbundforschungsprojekten, wie Sonderforschungsbereiche oder Graduiertenkollegs, brauchte neue Leitvokabeln und -fragestellungen. So kam es zum Beispiel zum Hype der Ritualforschung oder zur Medialitäts-, Performanz- und Theatralitätswelle, gerade hebt eine Materialitätswelle an. Die Interessenwellen sind heute, als Folge der Förderpolitik, deutlicher getaktet als früher, dadurch werden sie aber nicht zu Moden. Die Geisteswissenschaften müssen in überschaubaren Zeitabständen ihre Diskussionsschwerpunkte ändern, denn sie sind politische Wissenschaften und reagieren auf veränderte politische Problemlagen. Die diversen »Turns« der letzten Jahrzehnte waren durchweg fruchtbar.

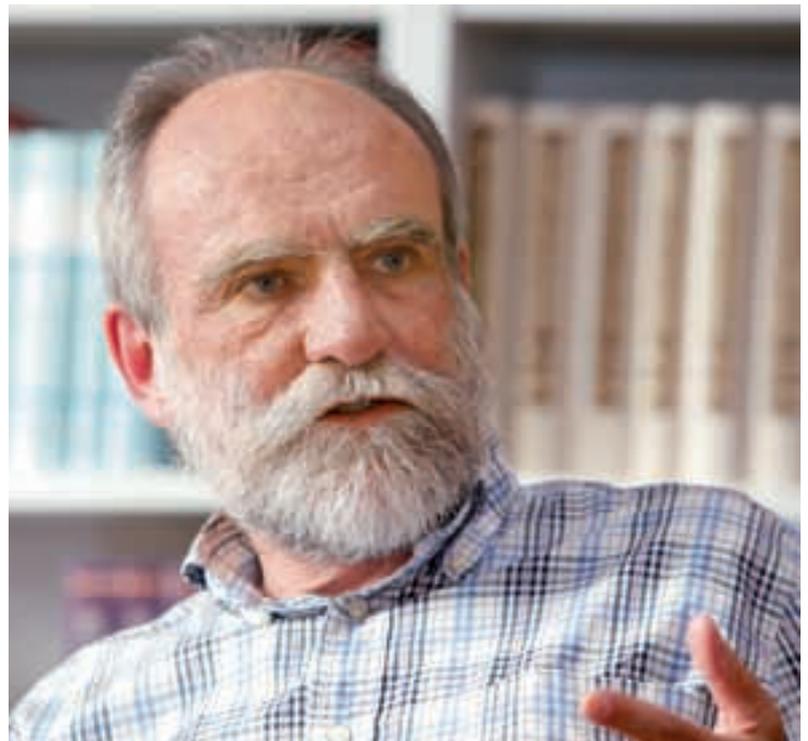
? Sind die beschriebenen Abläufe in den Geschichtswissenschaften mit denen in den Sprachwissenschaften vergleichbar?

**Gippert:** Ja, das kann ich auch nur bestätigen. Was sich in der Linguistik in den letzten 30 Jahren abgespielt hat, ist ähnlich gelagert.

**Jussen:** Ganz wichtig für diese kollektiven Wellen ist die weitgehende Abschaffung der Einzelpromotionen. Heute werden Themen »en gros« bearbeitet – in Sonderforschungsbereichen, in Exzellenzclustern, in europäischen Projekten. Nach der maximalen Förderperiode sind die Themen dann erst einmal abgefrühstückt und als Qualifikationsthema nicht mehr opportun. Dann startet die nächste Runde. Innovationsstrategisch dürfte dieser Trend der Wissenschaftsförderung für die Geisteswissenschaften kontraproduktiv sein. Wer gefördert werden will, muss sich den Großtrends anschließen, die notwendigerweise einen Mainstream abbilden.

? Sammlungen, Archive, Editionen sind nachhaltige, aber stumme Wissensspeicher. Wie lassen sich diese Quellen effizienter abrufen und schneller nach bestimmten Fragestellungen bearbeiten als bisher – mit Metacrawlern im Sekundentakt?

**Gippert:** Metacrawler, die das ganze Netz ständig durchsuchen und Verzeichnisse erstellen, bilden nur die Grundlage. Worauf es letztlich ankommt, ist die gezielte Auswertung der Information – und dafür brauchen wir die Kooperation mit den Informatikern, die wir





hatte, zu einem Terminus religiöser Praxis des Mönchtums geworden ist.

? Herr Professor Gippert, ist es denn in den vergleichenden Sprachwissenschaften auch sinnvoll, die Menge der Daten bewusst einzugrenzen?

**Gippert:** Es gibt Fragestellungen, bei denen die Masse durchaus entscheidend sein kann, zum Beispiel dort, wo es um Sprachveränderungen im zeitlichen Verlauf geht. Konkreter: Wir untersuchen ältere Sprachen, die vielleicht vom 5. bis zum 12. Jahrhundert schriftlich fixiert worden sind. Dabei stellen wir in dem digitalisierten Textkor-

jetzt durch den LOEWE-Schwerpunkt und die Neuberufung von Herrn Mehler als Professor für geisteswissenschaftliche Informatik erreicht haben. Wir brauchen lernfähige Systeme, die bei der nächsten Abfrage nach einem Begriff oder Wort in einer Datenbank schon selbst eine Vorauswahl treffen, die Sie genauer dorthin führt, wo Sie eigentlich hinwollen.

**Jussen:** Unser »Digital Humanities«-Zentrum besteht aus vielen geisteswissenschaftlichen Einzelprojekten, die alle auf eine gemeinsame Basis bezogen sind. Diese Basis ist das Korpusmanagement, das in der Zuständigkeit des Kollegen Alexander Mehler und seines Teams liegt. Seine Professur in der Informatik bildet die entscheidende Schnittstelle zwischen allen geisteswissenschaftlichen Projekten. Frankfurt ist derzeit die einzige Universität, die in der Informatik eine eigene, sehr gut ausgestattete Professur für geisteswissenschaftliche Fachinformatik unterhält.

? Ist es für Sie wichtig, immer mehr Datenmengen immer schneller durchforsten zu können?

**Jussen:** Geschichtswissenschaft ist – und bleibt vermutlich – eine lesend interpretierende Wissenschaft. Entscheidend ist bei aller Methodenveränderung durch die IT, dass ich eine geschichtswissenschaftliche Problemstellung besser mit IT als ohne IT beantworten kann. Masse ist nicht per se inter-

essant; zu belastbaren Aussagen komme ich nur, solange ich das Datenmaterial – also in der Regel Texteditionen – kontrollieren kann. Dafür muss das Material überschaubar bleiben.

? Können Sie dazu ein praktisches Beispiel nennen?

**Jussen:** Wenn ich mich dafür interessiere, wie ein Wort wie »arm« oder »Armut« in der Geschichte des lateinischen Westens seit der Durchsetzung des Christentums verwendet worden ist, bieten mir webbasierte Programme gegenwärtig die Möglichkeit, die semantischen Strukturen dieser Worte aus einem riesigen Textbestand christlicher Autoren vom 2. bis zum 13. Jahrhundert, von Süditalien bis Norddeutschland mit etwa 4000 Texten zu ermitteln und in diversen Grafiken darzustellen. Technisch ist dies bereits jetzt ein beeindruckender Gewinn, aber geschichtswissenschaftlich sind die Ergebnisse derzeit noch grober Unsinn. Denn interpretierbar sind die Beobachtungen nur, wenn ich die Beobachtungseinheiten kontrollieren kann, also etwa die semantischen Strukturen von »Armut« in einem einzelnen Werk, etwa den Briefen Papst Gregors des Großen im 6. Jahrhundert, mit einem anderen Einzelwerk, etwa den Briefen Papst Gregors VII. aus dem 11. Jahrhundert, vergleichen kann. Dann könnte ich sehen, wie ein antiker Terminus, der mit Bedürftigkeit und Freigebigkeit zu tun



pus fest, dass ein bestimmtes Wort im 5. Jahrhundert nur zweimal vorkommt, während es im 12. Jahrhundert in jedem Text 20-mal vorhanden ist. Dieser Befund spricht dafür, dass sich im Gebrauch des Wortes etwas verändert hat, und genau dasselbe kann auch die Formbildung und andere grammatische Aspekte betreffen. Solche Fragestellungen können ohne eine digital basierte statistische Auswertung kaum zielführend bearbeitet werden.

? Eine der wichtigsten Arbeitsmethoden der Geisteswissenschaft-



ler besteht darin – oder vielleicht eher bestand darin, Texte und ihre Inhalte genau unter die Lupe zu nehmen, sie innerhalb ihres Kontextes zu verstehen und zu interpretieren. Wird diese hermeneutische Perspektive nun abgelöst von der linguistischen Perspektive, wie es Herr Professor Gippert dargestellt hat?

**Jussen:** Bisher war die Hermeneutik – die Kunst der Interpretation, des Auslegens und Verstehens von Texten – die Königin des geschichtswissenschaftlichen Arbeitens. Wenn sich nun linguistische Perspektiven stärker durchsetzen, dann sind diese eher eine Magd der Hermeneutik als eine Konkurrenz. Korpusorientierte und computerbasierte Zugriffe erlauben Beobachtungen in den Texten, die man beim Lesen und Interpretieren zumeist nicht machen kann. Wir sehen, etwa bei der Auswertung von syntaktischen Konstruktionen oder Wortnachbarschaften, wie Ideologien und Grundorientierungen in Sprachgewohnheiten abgesunken, gewissermaßen institutionalisiert worden sind. Die klassische Ideengeschichte hat zwar über »Ideen«, aber nicht über deren Verbreitung belastbare Aussagen machen können. Dies ist nun möglich.

**Gippert:** In diesem Zusammenhang möchte ich ein anderes Stichwort ansprechen, die Verifizierbarkeit. Die Verifizierbarkeit von

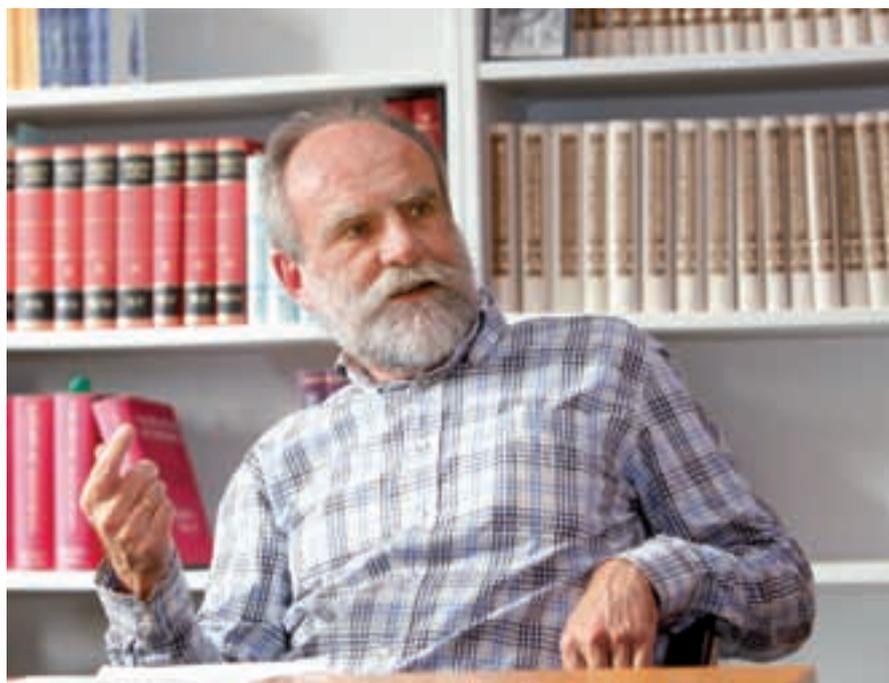
Hypothesen ist im hermeneutischen Bereich nicht gegeben, weil der interpretativ ist und bleibt; während wir in der empirisch basierten Linguistik mit statistischen Verfahren arbeiten können, die Verifizierbarkeit mit sich bringen. Mit anderen Worten, wir können mit den Methoden der »Digital Humanities« die Wahrscheinlichkeit von Hypothesen überprüfen.

? Mit Texten haben sich Geisteswissenschaftler seit jeher intensiv beschäftigt. Doch dass auch die visuellen Wissensvorräte in die Analyse einbezogen werden, ist ein

relativ neuer Trend, der auch mit »visual turn« umschrieben wird. Das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt besitzt mehr als 2000 Einzelobjekte, darunter viele Illustrationen, im Umfeld von Goethes »Faust«. Was plant Ihre Kooperationspartnerin, Professorin Anne Bohnenkamp-Renken, in diesem Zusammenhang?

**Gippert:** Meine Kollegin könnte das natürlich viel besser erläutern, aber ich greife ein Beispiel heraus. Am Freien Deutschen Hochstift wird in Kooperation mit anderen Institutionen eine virtuelle Edition von Goethes »Faust« erstellt, die digital ist und online abgerufen werden kann. Damit bietet sich beispielsweise die Möglichkeit, Zeichnungen in die Edition einzubeziehen, das heißt, »Faust«-Darstellungen aus ganz unterschiedlichen Epochen mit der jeweiligen Textstelle zu verknüpfen. Diese Kombination von Text und Bild schafft Perspektiven für die literaturwissenschaftliche Bearbeitung, die eine gedruckte Edition nicht bieten kann.

? Verborgene Textelemente in Originalschriften von Goethe, Börne und eine »kaukasisch-albanische« Bibelhandschrift aus dem 6. Jahrhundert gehören auch zu den Schätzen, die Frankfurter Wissenschaftler entziffern. Wird die detektivische Arbeit zu den sogenannten



Palimpsesten bald mehr spannende Erkenntnisse ans Licht bringen?

**Gippert:** Mit Sicherheit! Wir haben bereits einen Probelauf mit der Spezialkamera durchgeführt, die wir jetzt aus den LOEWE-Fördermitteln anschaffen können. In den mehr als 20 Börne-Briefen, die wir probeweise untersucht haben, steckt einiges Spannende unter den überschriebenen, ausradierten oder geschwärzten Stellen. In den Originalschriften von Goethe ist ähnliches zu erwarten; der Prozess des Schreibens, insbesondere bei einem umfassenden Werk wie dem »Faust«, ist ja von mannigfachen Änderungen und Notizen begleitet. Palimpsest-Handschriften gibt es so viele auf der Welt, dass daran Hunderte von Forschern Hunderte von Jahren arbeiten könnten. Ich habe im Herbst wieder einige Tage im Kaukasus zugebracht, und wir haben ungefähr 50 neue Palimpsest-Seiten zum ersten Mal digitalisiert, um sie demnächst mit den neuen Verfahren zu analysieren. Das Verborgene erkennbar zu machen, ist nur der erste Schritt, dann folgt die nächste detektivische Arbeit: Die überschriebenen Texte müssen identifiziert und datiert werden. Gerade für die Datierung erwarten wir uns weitere Unterstützung durch naturwissenschaftliche Methoden, die etwa auch in der Archäologie angewandt werden.

? Herr Professor Jussen, Ihr Forschungsgebiet »Historische Semantik« profitiert sicher besonders von den neuen Möglichkeiten. Können Sie das kurz erklären?

**Jussen:** Die historische Semantik, so wie sie meine Generation versteht, ist nicht auf die Analyse von semantischen Strukturen in Texten reduziert, sie geht weit darüber hinaus: Historische Semantik ist eine vergleichende Wissenschaft bedeutungserzeugender Medien. Wir sind der Auffassung, dass man Text, Bild, Habitus, Klang und Tanz parallel beobachten muss, weil jede Gesellschaft diese Medien unterschiedlich gewichtet, weil auch jede Gesellschaft bestimmten Medien bestimmte Funktionen zuordnet. Manche Medien werden benutzt, um eine Gesellschaft an Traditionen zu binden, in anderen Medien wird Überschreitung er-

probt. Veränderungsgeschwindigkeiten sind in verschiedenen Medien unterschiedlich. Wenn ich mich interpretierend nur auf ein Medium konzentriere, entgehen mir die entscheidenden Mechanismen kultureller Transformation.

? »Nichts ist für das Innovationspotenzial der Geisteswissenschaften wichtiger als die Störung des Denkens von außen«, so wünschen Sie, Herr Professor Jussen, sich das Innovationsmilieu in dem neuen, von Ihnen initiierten Forschungszentrum für Historische Geisteswissenschaften. Wagen Sie einen Ausblick, auch wenn Historiker bekanntlich nicht gern in die Zukunft schauen: Wohin wird sich die historische Forschung entwickeln? Was werden die Themen der Zukunft sein?

**Jussen:** Fachbereichs- und Disziplinengrenzen sind fast nie produktive Vorstrukturierung für geisteswissenschaftliche Forschung. Wir arbeiten in dem neuen Forschungszentrum, in dem auch neue Lehrkonzepte realisiert werden, systematisch transdisziplinär durch alle historischen Wissenschaften, und zwar nicht wie in ei-

nem Sonderforschungsbereich abhängig von einem Förderzyklus für eine gewisse Zeit an einem gewissen Thema mit einem exklusiven Kreis von Forschenden, sondern förderzyklus- und themenunabhängig in einem dichten Programm von Lehr- und Forschungsveranstaltungen. Anders als die Universität um uns herum ist das Zentrum nicht um Lehrstühle organisiert, sondern – wie in Forschungsinstituten üblich – um Forschungsfelder wie »Dimensionen des Ästhetischen«, »Historische Semantik«, »Medialitäten und Materialitäten« oder »Wissenskulturen«. Die Produktivität der Störung von außen setzt sehr schnell ein, wenn wir in den disziplinär heterogenen Gruppen diskutieren.

Die Prognose scheint mir nicht sehr schwierig: Im europäischen Rahmen werden die sogenannten Randgesellschaften stärker in den Vordergrund rücken, etwa die schon im Mittelalter multireligiösen und multiethnischen Gesellschaften wie Ungarn, Sizilien, Spanien. In globalem Rahmen wird – was in den USA schon sehr deutlich ist – Europa die Position des Leitsinners und der selbstverständlichen Referenzkultur verlieren. ◆



**Prof. Dr. Bernhard Jussen**, 51, hat die Professur für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Frankfurt seit 2008 inne. Zuvor war er Professor an der Universität Bielefeld und

Mitarbeiter des Max-Planck-Instituts für Geschichte in Göttingen. Jussen war Gastprofessor an der University of Michigan, Ann Arbor, und an der Ecole Nationale Supérieure in Paris. Er war Gastforscher an der Harvard University und Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. 2007 erhielt er den Leibniz-Preis, den angesehensten und höchstdotierten Forscherpreis der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Seine Forschungsschwerpunkte sind: semantische Zugänge zur Geschichte des Mittelalters (insbesondere Erforschung politischer Sprache), Verwandtschaftssysteme in der Vormoderne, die visuellen Gedächtnisse der Europäischen Nationen (seit dem 19. Jahrhundert), Gegenwartskunst und historische Imagination. Jussen

ist Sprecher des von ihm maßgeblich initiierten Forschungszentrums für Historische Geisteswissenschaften, das im Wintersemester seine Arbeit aufgenommen hat. Außerdem wirkt er maßgeblich am LOEWE-Schwerpunkt »Digital Humanities« mit.



**Prof. Dr. Jost Gippert**, 54, übernahm 1994 die Professur für Vergleichende Sprachwissenschaft an der Goethe-Universität. Er hat die Initiative für den LOEWE-

Antrag »Digital Humanities« ergriffe und ist nun auch Sprecher des neuen LOEWE-Schwerpunkts, zu dessen Partnern neben Professoren der Goethe-Universität auch Wissenschaftler der Technischen Universität Darmstadt und des Freien Deutschen Hochstifts gehören. [siehe auch Jost Gippert »Was kommt ans Licht, wenn Texte und Bilder digital analysiert werden?« auf Seite 21]

[jussen@em.uni-frankfurt.de](mailto:jussen@em.uni-frankfurt.de)  
[gippert@em.uni-frankfurt.de](mailto:gippert@em.uni-frankfurt.de)